

KERSTIN CANTZ | Wiegenlied

Das Buch

Helene zieht es nach Berlin, wo sie Medizin studieren will, wohl wissend, dass die Universität für Frauen kaum zugänglich ist. Um ihre ehrgeizigen Pläne nicht zu gefährden, verweigert sie ihrer Schwester Elsa, die als Schauspielerin Erfolge am Königlichen Hoftheater feiert, die erbetene Abtreibung. Sie bereut es bald, denn Elsa sucht in den dunklen Winkeln Berlins Hilfe, was sie beinahe das Leben kostet. Wenig später gibt Helene daher dem Wunsch ihrer Schwester nach, einer Unbekannten von offenbar hohem Stand bei der heimlichen Geburt ihres Kindes behilflich zu sein. Helene wählt eine junge Hure aus der Charité als Amme. Eine tödliche Gefahr für alle ...

Die Autorin

Kerstin Cantz wurde 1958 in Potsdam geboren und wuchs im Ruhrgebiet auf. Nach dem Publizistik-Studium arbeitete sie als freie Journalistin, war Redakteurin bei einem privaten Fernsehsender und ist heute Drehbuch- und Romanautorin. Ihr erster Roman *Die Hebamme* wurde auf Anhieb ein großer Erfolg und eroberte die Bestsellerlisten. 2008 erschien ihr Roman *Die Schmetterlingsjägerin* im Diana Verlag. Kerstin Cantz lebt mit ihrer Familie in der Nähe von München.

KERSTIN CANTZ

Wiegenlied

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 10/2012

Copyright © 2010 sowie dieser Ausgabe

© 2012 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Barbara Raschig

Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,

unter Verwendung eines Gemäldes von Pieter de Hooch,

© Bridgeman Berlin

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-453-35667-2

www.diana-verlag.de

*Für Marita Metz-Becker,
die mich mit ihrer Neugierde infiziert hat.*

... vielleicht haben wir sogar recht, wenn wir es uns zum Vorwurf machen, etwas so Dummes wie einen Menschen zu zeugen, wenn wir diese Verrichtung schändlich nennen und wenn wir die dazu benutzten Organe als Schamteile bezeichnen.

MICHEL DE MONTAIGNE

Prolog

Sie war einem verhängnisvollen Irrtum unterlegen, als sie glaubte, der König habe seine Meinung geändert nach vier Jahren ehelicher Enthaltbarkeit. Nie würde sie diesen einen grauenhaften Moment vergessen, als sie begreifen musste, dass es nicht der König gewesen war, dem sie sich in einem gesichtslosen Hinterzimmer des Potsdamer Schlosses hingegeben hatte.

Am Morgen nach dem letzten Maskenball dieses Winters nämlich war der König in ihrem Salon erschienen und hatte um Nachsicht gebeten dafür, dass er wegen einer ärgerlichen Magenverstimmung vorzeitig das Fest verlassen musste.

Offensichtlich hatte sie ihn nicht vermisst, scherzte er und drohte mit erhobenem Finger, denn er habe sie noch ihre dritte Française tanzen sehen.

Der König sah sie ausgesprochen gern tanzen, und da sie ein hingebungsvoller Mensch war, kam sie seinen Wünschen mit Freude nach. In der Potsdamer Ballnacht, nach einer atemraubenden Mazurka, die kaum jemand mit so viel Anmut beherrschte wie sie, hatte sie sich jedoch von den Tanzenden entfernt, um einen Moment der Ruhe zu finden. Indem sie viele wohlgesinnte Verbeugungen und Knickse mit der flüchtigen Neigung ihres schönen Kopfes beantwortet und sich den Weg durch die festliche Hofgesellschaft freigelächelt hatte, war sie in den rückwärtigen, zum Park

gelegenen Teil des Schlosses entschwunden, ohne dass ihr zeitweiliges Fehlen bei der Redoute ernstlich bemerkt worden war.

Als sie in jener Nacht zu den hohen Fenstern des nördlichen Traktes gelangte, schien der Park wie fortgesogen. Das Orchester war in diesem Teil des Schlosses nicht mehr zu hören, weder Stimmen noch das entfernteste Rascheln von Seidenkleidern. Die Welt schien versunken hinter den wirbelnden Schneeflocken, die lautlos gegen die Scheiben trieben. Die Stille hatte ihren wilden Herzschlag längst wieder in gemäßigten Rhythmus gebracht. Fast machte es sie traurig. Sie wusste nicht, warum sie hier war.

Erleichtert hatte sie dann die Schritte wahrgenommen, von denen sie annahm, dass sie zu einem der Wachhabenden gehörten, denn es waren die gemessenen Schritte eines Soldaten. Sie hatte sich von den Fenstern abgewandt und der groß gewachsenen Gestalt entgegengesehen, die aus dem Grau der Schatten auf sie zukam.

Als sie die Maske erkannte, erschrak sie. Noch während sie seinen Namen aussprach, legte er ihr den behandschuhten Finger auf die Lippen. Sie schwieg, während er ihre Taille umfasste und sie mit sich zog. Sie schwieg, als sie ihm in ein dunkles, ungeheiztes Zimmer folgte, das sie in den folgenden Monaten oftmals heimlich wiederzufinden suchte.

Sie hatte keine Angst gespürt, nein. Das verschwörerische Klicken seiner Stiefelabsätze auf dem Parkett hatte sie euphorisch gemacht. Als er sie küsste, war sie für den Bruchteil einer Sekunde überwältigt. Erst dann dachte sie, dass sich sein Bart dichter anfühlte und seine Lippen voller. Wie hätte sie misstrauisch werden sollen? Bislang hatte sie seinen Mund nur auf ihrem Handrücken zu spüren bekommen oder auf der Stirn.

Es fiel ihr leicht zu schweigen.

Als dann geschah, was ihr unmöglich zu benennen war, in strenger Stummheit, während sie sich ihres heftigen Atems schämte und auch wieder nicht, weil sie glauben wollte, er habe eine Sehnsucht in sich getragen nach dem, was er jetzt mit ihr tat und worauf sie in der Hochzeitsnacht und in vielen weiteren Nächten der vergangenen Jahre vergeblich gewartet hatte.

Ihr war fremd, was sie nur dieses einzige Mal erleben sollte. Und als die plötzliche Heftigkeit des Geschehens auf der ächzenden Récamiere in einem erstickten Laut ihr Ende fand, dachte sie: Endlich werde ich ein Kind bekommen. Herr im Himmel, lass mich ein Kind haben!

Den Schrecken, der sich seit dem darauffolgenden morgendlichen Besuch des Königs in ihr auszubreiten suchte, beschloss sie mit den Eigenschaften ihres rechtschaffenen Charakters in Schach zu halten.

Eins

FEBRUAR 1828

Die Wolken hatten sich über der Stadt zu einer bleiernen Decke zusammengeschoben. Während der Tag sich übergangslos in die Dunkelheit verabschiedete, brachte ein Fuhrwerk die Hebamme Gesa Heuser zum Gut eines Großbauern, das vier Stunden Fußweg von Marburg entfernt lag. Es war eine ruppige Fahrt mit harten Stößen, die ihr einige blaue Flecken einbringen würden. Zwischen den Äckern sprengten die Wagenräder vereiste Erdklumpen aus den gefrorenen Furchen des Weges, und die Fackeln am Kutschbock stießen ihre unruhigen Flammen in die Kälte. Windböen wirbelten den Schnee wie Zuckerstaub über die Stoppelfelder und trieben Gesa Tränen in die Augen. Sie fragte sich, um wie vieles angenehmer wohl die Fahrt in einem geschlossenen und gefederten Reiscoupé auf den winterlichen Landstraßen sei.

Später in der Nacht lief Gesa ein paar Schritte über den Hof zu den Ställen. Die überhitzte Kammer fliehend, in der die Gebärende einen kurzen, erschöpften Schlummer hielt, stillte sie Hunger und Durst mit einem Krug warmer Milch. Der Himmel war sternenlos, doch sie schenkte ihm keine Beachtung.

Es begann zu schneien, als die Presswehen der Bäuerin einsetzten, und als Gesa im frühen Morgengraun schließlich aus dem Gutshaus trat, in dem die Herdfeuer für Kaffee und

das Schmelzen von Gänsefett angefacht wurden, schneite es noch immer.

Sie stieß die Hände in ihre Filzhandschuhe, nahm das Umschlagtuch unter dem Kinn zusammen und lief mit gesenktem Kopf auf den Pferdeschlitten zu, der im Hof auf sie wartete. Sie ließ sich vom Kutscher hinaufhelfen, atmete die klare, kalte Luft ein, bis es schmerzte, und vertrieb damit die menschlichen Nestgerüche nach Blut und Mutterfluss, Schweiß und Hühnersuppe.

Die Leute hatten Gesa eingeladen, sich auszuruhen in einem angewärmten Bett, man wollte sie bewirten nach der Geburt ihres fünften gesunden Kindes, das nach einer Wendung leicht auf die Welt gekommen war. Der Bäuerin wäre es lieb gewesen, die Hebamme noch eine weitere Nacht dazubehalten, wenigstens bis man den Pfarrer zur Taufe im Haus hatte, denn es war zu bezweifeln, dass die Witterung es in diesen frostigen Februartagen zulassen würde, das Kind in die Kirche zu tragen.

Ein ungetauftes Neugeborenes machte die Menschen unruhig, so als könnte seine kleine Seele auf Abwege geraten und das Unglück auf sich ziehen. Wie oft in all den Jahren war Gesa in ähnlichen Fällen ängstlich um eine Nottaufe gebeten worden, die ihr, um der Geistlichkeit nicht ins Gehege zu kommen, nur erlaubt war, wenn ein Kind schwach war und schnell zu sterben drohte.

Für das in dieser Nacht gesund geborene Mädchen bestand indessen keine Gefahr, urplötzlich und lebensbedrohlich zu erkranken. Seine Haut war rosig, die Lungen kräftig, und seine Winzigkeit lag in der Natur der Sache. Weil man Gesa vertraute und sie kein Wort darüber verlor, dass sie es eilig hatte, entließ man sie mit einem guten Sold und zwei

Kiepen Brennholz, die der Kutscher auf dem Schlitten verschnürte, bis er endlich die Zügel aufnahm, den behäbigen Kaltblüter antrieb und ihn durch die Toreinfahrt lenkte.

Die weiße Landschaft wirkte leer, die Wälder waren eins mit den Hügeln, entfernte Höfe lagen verschneit in den eisigen Nebeln der Senken verborgen.

Mit hochgezogenen Schultern grub Gesa sich in die Felldecken ein und tastete mit den Füßen nach den heißen Steinen auf dem Schlittenboden. Zum ersten Mal seit fast dreißig Jahren würde niemand als Lina, ihre Magd, sie zu Hause in der Hofstatt erwarten, wenn sie von einer nächtlichen Geburt kam. Gesa schüttelte sich, um den Anflug von Verzagttheit loszuwerden, und überlegte stattdessen, was zu tun sei, wenn sie die Postkutsche in Marburg nicht erreichen würde. Was, wenn die Passage wegen des Wetters nicht möglich war?

Den Platz hatte sie vorsorglich in der vergangenen Woche bezahlt, seitdem stand ihr gepackter Koffer bereit, ein kalbsledernes Ungetüm mit wuchtigen Beschlägen, das eigentlich Clemens gehörte. Sie selbst war kaum je gereist, wenn man von Wien absah.

Und nun Berlin. Obwohl es näher lag als die Kaiserstadt, kam es ihr, mit allem, was sie dort erwarten würde, vor wie eine Reise zum Mond.

Der Schlitten glitt ruhig durch die Landschaft, und Gesa wurde schläfrig. Von der Hutkrempe des Kutschers brach Schnee und rollte in winzigen Lawinen seinen Umhang hinunter. Während sie die im klingelnden Rhythmus des Schellenbaums wehende Mähne des Pferdes betrachtete, fielen ihr die Augen zu.

*

»Wenn die Oranienburger Straße als eine der freundlichsten Berlins gilt«, sagte Caspar von Siebold, »so haben zu dieser Jahreszeit die beschneiten Linden ihren Anteil daran, finden Sie nicht?«

Helene beobachtete, wie eine dicke Schneeflocke an der Fensterscheibe schmolz. Sie antwortete dem jungen Arzt mit einem Nicken und nahm es in Kauf, für unhöflich gehalten zu werden, solange nur der alte Siebold dies nicht bemerkte. Doch der Professor befand sich in angeregtem Gespräch mit ihrem Vater. Nachdem sie die unter Gelehrten üblichen Höflichkeiten ausgetauscht und einander versichert hatten, die Veröffentlichungen des anderen gelesen zu haben, ging es inzwischen längst um pathologische Fragen der Geburtsmedizin.

Helenes Finger ertasteten den eigenen Puls, während sie unten auf der Straße eine Gruppe junger Männer in langen Mänteln mit Pelzkragen durch das morgendliche Schneegestöber eilen sah. Sie konzentrierte sich darauf, ihren Atem ruhig zu halten. Sie legte sich die Worte zurecht, so wie sie es seit Tagen und Nächten tat, wann immer sie sich genau diesen Moment vorgestellt hatte, den sie jetzt erlebte.

»Beim Ankauf dieses Hauses schätzte man allerdings neben einer freundlichen Lage vor allem die kurzen Wege«, hörte sie Caspar von Siebold sagen. »Die Universität und das chirurgische Klinikum befinden sich in unmittelbarer Nähe, und somit können die Studenten zügig zu den Geburten herbeigerufen werden.«

Er stand jetzt neben ihr am Fenster, ein gut aussehender Mann mit schmaler Oberlippe und vollem Haar. Obwohl seine Stimme angenehm und nicht zu laut war, wünschte Helene, er würde sich nicht fortwährend um Konversation bemühen.

»Sie kennen die Vorgänge sicher aus Marburg von Ihrem verehrten Herrn Vater. Und natürlich aus eigener Erfahrung von Ihrer Ausbildung in Wien.«

Trotz ihrer Ungeduld und Nervosität bemerkte sie die Melancholie in seinem Blick.

»Ich assistiere meinem Vater bei seinem praktischen Unterricht«, sagte sie. »Die Vorgänge sind mir bekannt, mit all ihrer Unruhe und Hast.«

»Sie begleiten Ihren Vater in den Hörsaal? Wie ungewöhnlich. Ist dies der Einfluss der Wiener Schule? In Wien unterrichtet man Hebammen und Ärzte noch immer gemeinsam, nicht wahr?«

»Ich habe es so erlebt«, antwortete Helene, »aber es ist vier Jahre her, dass ich am Wiener Spital war. Doch nachdem man es dort immer schon so gehalten hat ...«

»... hat sich vermutlich nichts daran geändert, meinen Sie?« Während Helene verwirrt schwieg, lächelte er ohne den geringsten Anflug von Überheblichkeit, und sie fragte sich, ob Caspar von Siebold mit seinen insistierenden Bemerkungen etwas bezweckte. Nebenher ärgerte es sie, dass sie sich zu dem Kleid aus englischer Wolle entschlossen hatte, da es ihr eigentlich immer zu warm wurde, sobald sie einen geheizten Raum betrat. Doch weil es nonnenhaft schlicht war, hatte sie es dem Anlass entsprechend für angemessen gehalten.

Elsa würde dergleichen nicht unterlaufen, dachte Helene. Elsa würde niemals feststellen müssen, dass sie unpassend gekleidet war.

In Helenes Achselhöhlen begannen sich einige Schweißtropfen auf den Weg zu machen, obwohl sie bei der Morgentoilette reichlich Veilchenwurzelpuder aufgelegt hatte. In diesem Punkt war sie Elsas Rat gefolgt, die ihr zu verstehen

gegeben hatte, dass ein weiblicher Mensch hart arbeiten, aber keinesfalls danach riechen dürfe.

»Tatsächlich weiß ich es auch nicht anders, als dass man in Wien dabei geblieben ist«, sagte Siebold. »Aber wollen Sie mir verraten, ob Sie die gemeinsamen Unterweisungen als Vor- oder Nachteil empfanden, Fräulein Heuser?«

»Unbedingt als Vorteil. Ich wusste es zu schätzen, dass man keinen Unterschied machte und nicht meinte, sich einfacher ausdrücken zu müssen, in der Überzeugung, Hebammen hätten weniger Verstand als die Studenten.«

»Ich verstehe. Und ich fürchte, ich habe Sie verärgert.«

»Ganz und gar nicht.« Sie senkte die Stimme. »Sollte ich gereizt klingen, liegt es vermutlich daran, dass ich sehr durstig bin. Wenn ich um eine Tasse Tee bitten dürfte.«

Während Siebold sich zu einem zierlichen Tischchen begab, auf dem man den Samowar, geblühtes Teegeschirr und eine Schale Gebäck angerichtet hatte, suchte Helene den Blick ihres Vaters. In seinem Profil, dessen kantiger Schnitt von dichten grauen Locken gemildert wurde, ließ sich die Stirnfalte erkennen, die seine Konzentration auf das Gespräch mit dem Gastgeber anzeigte.

Tatsächlich verursachte ihr Siebolds Bibliothek, die sich mit staubiger Wucht und Fülle als Teil eines männlichen Kosmos präsentierte, ein trockenes Gefühl auf der Zunge, obwohl ihr eine solche Umgebung keineswegs fremd war. Wann wohl ihr Vater endlich den richtigen Zeitpunkt für gekommen hielt, um sich bei dem Professor für sie zu verwenden?

Vor inzwischen mehr als zwei Stunden hatten Elias und Caspar von Siebold sie am Hauptportal empfangen. Man konnte sie für Brüder halten, beide gleichermaßen schlank und hochgewachsen, mit nahezu römischen Gesichtszügen,

wobei sich in denen des Älteren auf den ersten Blick eine alarmierende Arroganz bemerkbar machte.

Bevor sie eingetreten waren, hatte eine Windböe Schneestaub von den goldenen Lettern der lateinischen Inschrift an der Front des großen Gebäudes geweht: »Institutum universitatis litterariae regium Lucinae sacrumperenne in aevum monumentum clementissimi sapientissimi ac justissimi conditoris regis. Friderici Guilelmi III. A. MDCCCXVII«

»Mein Sohn wird es Ihnen gern übersetzen, Fräulein Heuser«, sagte Elias von Siebold, um sich dann mit einem dünnen Lächeln an ihren Vater zu wenden. »Caspar pflegt eine überschwängliche Liebe zur klassischen Philologie. Ich hatte meine liebe Mühe, ihn zum Medizinstudium zu bewegen. Danken Sie Gott, dass man derlei Flausen bei Töchtern nicht Herr werden muss.«

»Königliche Universitätsanstalt, Heiligtum der Lucina, immerwährendes Denkmal des allermildesten, allerweisesten und allergerechtesten Gründers König Friedrich Wilhelm III. Im Jahr 1817«, las Helene.

»Wo haben Sie so gut Latein gelernt?«

»Ich nahm schon mit meinem zehnten Lebensjahr Privatstunden bei Studenten meines Vaters.«

»Sie sehen mich beeindruckt.« Caspar von Siebold deutete eine Verneigung an.

In der Miene ihres Vaters hatte Helene Belustigung aufblitzen sehen, während Professor Elias von Siebold ihre Übersetzungskünste nicht zur Kenntnis genommen oder sie schlichtweg ignoriert hatte. Ihm lag allein daran, den Kollegen aus Marburg durch sein Institut zu führen, wobei sein Sohn an Helenes Seite blieb. Ihr kam es vor, als erteile der Ältere dem Jüngeren hin und wieder das Wort, nur um die eigenen Leis-

tungen preisen zu lassen, ohne selbst in den Ruf von Eitelkeit und Prahlerei zu geraten.

Der Professor hatte allen Grund, auf das Haus in der Oranienburger Straße stolz zu sein. Das gepflegte Gebäude mit seinen ansehnlichen Hinterhäusern, Remisen und Stallungen war vor inzwischen mehr als zehn Jahren einem Kammerherrn abgekauft und nach den Wünschen des Gelehrten umgebaut worden.

Hellblau bemalte Wände und Gardinen in frischem Grün schmückten die großzügigen Wöchnerinnenzimmer, in denen jede ihre eigene Schlafstatt hatte, selbst für die Säuglinge gab es kleine Bettchen. Im himmelblauen Entbindungssaal war das Gebärbett mit weißen Vorhängen abgeschirmt und konnte zu gegebener Zeit von allen Seiten umgangen werden. Kalbslederne Gebärkissen lagen zur Erleichterung der Geburt bereit, und einem lackierten Fässchen an der Wand über dem Wickeltisch konnte Wasser entnommen werden, um die Neugeborenen zu waschen.

Caspar von Siebold hatte für Helene eine der Salbenbüchsen geöffnet, die auf einem Tisch neben dem Gebärbett standen, und sie die Rezeptur des mit Rosenöl versetzten Schweinefetts beschnuppern lassen. Er ließ sie auch hinter die Türen der hohen Wäscheschränke blicken, wohl weil er meinte, dass dies für eine Hebamme von Interesse sein könnte und nicht etwa die umfangreiche Sammlung weiblicher Becken, die sich im obersten Stockwerk neben dem Auditorium befand.

»Als ich unlängst eine auswärtige Gebäranstalt besuchte, sah ich im ganzen Haus nur kohlschwarze Wände«, sagte Caspar von Siebold, während sie hinter den Vätern zurückblieben. »Niemand dort schien dies bemerkenswert zu finden.«

Helene war so höflich, sich in angemessener Weise betroffen zu zeigen. In Wahrheit hatte sie nur zu deutlich das Gebärdhaus in Marburg vor Augen, die Lehrstätte ihres Vaters, dessen Direktor er niemals hatte sein wollen.

Zwar war man aus dem Haus am Grün ausgezogen, einem immer schon übel riechend feuchten, heruntergekommenen Gebäude, in dem von Anbeginn seines Daseins als Gebärdanstalt drangvolle Enge geherrscht hatte. Es war ein Haus, das, anders als dieses, den ledigen Frauen, die es aufsuchten, um einer Schandstrafe oder der Kirchenbuße zu entgehen, Angst machte. Die Frauen fühlten sich dort noch elender. Es gab keine doppelten Türen wie hier, um die Schreie der Gebärdenden von den Schwangeren fernzuhalten, keine Vorhänge, um die Würde der Frauen vor den Blicken der Studenten zu bewahren. Das Auditorium war Gebärdsaal, Bibliothek und Instrumentensammlung in einem. Die wehengeplagten Frauen hatten missgestaltete Embryonen in Glasbehältern sehen müssen, Haken, Zangen und Perforationsbestecke in den Schränken. Daran hatte auch Clemens Heuser, ihr Vater, nichts ändern können. Seinem Vorschlag, die Schränke bei anstehenden Geburten mit Tüchern zu verhängen, war man nicht gefolgt.

Trotzdem waren mit den Jahren immer mehr Frauen gekommen, denen man ein Dach über dem Kopf gab und schlechtes Essen. Frauen, die sich von fremden Herren in schwarzen Anzügen vor und während der Niederkunft in ihrem Innersten touchieren lassen mussten. Mägde und Bettlerinnen, Dienstmädchen und Tagelöhnerinnen, junge und ältere, all jene, denen dies zu ertragen lieber war, als ihr Kind heimlich auf einem zugigen Dachboden, auf dem freien Feld oder im Stall ihrer Brotherren zu gebären und dabei in Ver-

suchung zu geraten, das zu töten, was ihnen ihr Leben noch schwerer machen würde.

Indessen war man in das ehemalige Fürstenhaus des Deutschen Ordens umgezogen, was als bessere Lokalität angesehen wurde, es jedoch wahrhaftig kaum war, da man die Räume mit anderen Fakultäten zu teilen hatte. Daran, dass der Direktor mit seiner Familie im Institut wohnte, wie hier in Berlin, war rein gar nicht zu denken.

Der junge Siebold hatte Helene in die weiträumige Wohnung seines Vaters geleitet, die dieser nach dem Tod von Caspars Mutter mit seiner zweiten Frau und den gemeinsamen Kindern bewohnte.

Friederike Auguste, bildhübsch in ihrem grünen Samtkleid, hatte sie empfangen und über einen langen, nach Bienenwachs duftenden Flur in die Bibliothek geführt. Sie war kaum älter als Helene und musterte sie mit unverhohlener, freundlicher Neugier, während sie ein Bombardement von Fragen abfeuerte.

Ob sie zum ersten Mal in Berlin sei? Wie es ihr gefiele? Ob es nicht überwältigend sei, aus einer Stadt wie Marburg kommend? Ob sie sich vorstellen könne, hier zu leben?

Als das Erscheinen ihres Gatten mit seinem Gast Friederike gebot, sich zurückzuziehen, schien sie es aufrichtig zu bedauern.

Helene hatte ihr nicht mehr antworten können, dass sie kaum etwas mehr wünschte, als in Berlin zu leben, nicht nur wegen Elsa. Dabei war Elsa der wundervollste von mehreren Anlässen ihrer Reise. Vor allem jedoch wünschte man ihren Vater an die Königliche Universität zu holen.

Forschung und Lehre an der Königlichen Entbindungsanstalt sollten vom überragenden Erfahrungsschatz des Pro-

fessors Clemens Heuser profitieren, der die künstliche Einleitung von Frühgeburten in einem Umfang praktiziert hatte wie niemand sonst. Nur wenige Ärzte hatten sich bislang auf den dünnen Boden dieses Verfahrens gewagt, um Schwangeren mit engen Becken die Niederkunft zu erleichtern und damit ihr Leben und das ihres Kindes zu retten.

»Sie wissen vielleicht, dass mein Sohn sich mit einer öffentlichen Vorlesung über die künstliche Frühgeburt habilitiert hat«, hörte Helene Professor von Siebold in diesem Augenblick zu ihrem Vater sagen. »Selbstredend sind Sie um vieles erfahrener als Arzt und Geburtshelfer. Ganz zu schweigen von Ihrer jahrelangen Forschungstätigkeit, die offenbar wichtiger war, als jemals die Leitung eines Gebärhause zu übernehmen.«

Clemens lächelte. Dass sein Ruf nach Berlin Elias von Siebold ganz und gar nicht behagte, hatte der Professor und Medizinalrat während der Hausführung nicht gänzlich hinter seinem höflichen Auftreten verbergen können. Clemens wandte sich Caspar von Siebold zu, der ebenso angespannt wirkte wie Helene, deren Ungeduld ihm nur zu gut bekannt war.

»Ich habe Ihren Vortrag gelesen und darf Ihnen meine Anerkennung aussprechen«, sagte Clemens. »Womöglich werden wir Gelegenheit haben, auf diesem Gebiet gemeinsam zu neuen Erkenntnissen zu kommen.«

»Mein Sohn hat einen Eingriff an einer Schwangeren im siebten Mondmonat geschildert, den er unter meiner Leitung ausführte. Ich überließ ihm hierzu meine Aufzeichnungen über die Operation, die ich bereits im Jahre 1811 erstmalig durchführte, damals ...«

»... noch in Würzburg. Ich schrieb Ihnen seinerzeit«, fiel Clemens ihm freundlich ins Wort.

»Ach. Antwortete ich?«

»Vermutlich ließ Ihnen Ihre Arbeit keine Zeit. Und ich ahne, wie es erst hier in Berlin sein muss. Sie werden sich glücklich schätzen, Ihren Sohn als ersten Assistenten an der Seite zu haben, der, wie ich höre, seit dem vergangenen Semester selbst Vorlesungen hält.«

»Er ist zweiter Assistent, eine Position, die ihn hinreichend auf die weitere Universitätslaufbahn vorbereitet, ohne dass ich mich dem Vorwurf der Protektion aussetzen müsste. Mein zweiter Sohn wird ihm in diese Stellung nachfolgen. Er arbeitet derzeit an seiner Dissertation über Fehlgeburten. Ich habe zu diesem Zweck eine größere Anzahl präparierter Embryonen anschaffen lassen, die er beschreiben wird. Sie konnten sie oben im Auditorium sehen.«

»Ich sehe vor allem, verehrter Kollege, dass wir uns in gewissen Grundsätzen unterscheiden. So etwa habe ich nicht die geringste Scheu, meine Tochter zu protegieren. Ich bin von der Qualität ihrer Bildung überzeugt und weiß, was sie zu leisten imstande ist. Es ist dies einer der Gründe, warum ich in Erwägung ziehe, dem Ruf nach Berlin zu folgen.«

Unwillig huschte Siebolds Blick zu Helene, als sei sie ein unerfreulicher Anblick, was keineswegs der Fall war. Clemens nannte sie im Stillen seine strenge Schönheit, denn sie schätzte Komplimente über ihr Äußeres nicht. Hierin ähnelte sie ihrer Mutter, und es unterschied beide ganz und gar von Elsa.

»Ein unpassender Vergleich, würde ich meinen«, sagte Elias von Siebold, »es sei denn, Sie sprechen davon, das Fräulein Tochter gut verheiratet zu wollen. Ansonsten, fürchte ich, kann ich nicht ganz folgen.«

Helene schlug das Herz bis zum Hals. Neben sich hörte sie Caspar von Siebold tief einatmen.

»Ich denke, es ist an der Zeit, für mich selbst zu sprechen«, sagte sie und stellte die Teetasse auf der Fensterbank ab. »Sofern Sie es mir gestatten möchten, Herr Professor.«

»Nun, da Ihr Vater Wert darauf legte, Ihre Leistungen hervorzuheben, nehme ich an, Sie liebäugeln mit der Position der Institutshebamme.«

»Mir würde es viel mehr bedeuten, Ihre Vorlesungen hören zu können«, sagte Helene, »ebenso wie die Ihrer Kollegen der Anatomie und Physiologie. Seit ich die Arbeit meiner Eltern in allem Umfang begriffen habe, ist es mein größter Wunsch, theoretischen und praktischen Unterricht an einer Universität zu nehmen, öffentlich oder privatissime.«

Ihre Stimme war ruhig, und nur Professor Clemens Heuser sah das heftige Pulsieren ihrer Halsschlagader über dem Stehkragen ihres dunklen Kleides. Er bemerkte auch, wie außerordentlich gut dem jungen Caspar die unverfrorene Heiterkeit zu Gesicht stand, mit der dieser seinen Vater im Auge behielt.

Elias von Siebold stand wie vom Donner gerührt.

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, beabsichtigen Sie, Medizin zu studieren?«

»Selbstverständlich weiß ich, dass es Frauen nicht gestattet ist, sich zu immatrikulieren, allerdings weiß ich auch, dass es im Ermessen einzelner Lehrer liegt, Ausnahmen zu machen ...«

»Es beruhigt mich, dass Sie über eines der grundlegenden Universitätsstatuten im Bilde sind«, schnappte der Professor. »Und verzeihen Sie, Kollege Heuser, bei Ihrer Gelassenheit darf ich vermuten, dass Sie den Wunsch Ihrer

Tochter unterstützen? Oder wollen Sie, dass ich sie davon abbringe?»

»Ich nehme an, Vater, dass man bei Ihnen auf Verständnis hofft, da Ihre Nichte Charlotte vor siebzehn Jahren an der Universität in Gießen promovierte«, sagte Caspar, bevor Clemens antworten konnte.

Elias von Siebold sah dicht an seinem Sohn vorbei.

»Charlotte Heiland ist das Mündel meines Bruders und daher keineswegs meine Nichte. Doch welche Frau auch immer, und sei es mein eigen Fleisch und Blut, mit einem derartigen Ansinnen an mich herantritt, wird auf meinen Anspruch verzichten müssen.«

»Ich darf sagen, dass ich sehr viel von meiner Tante lernen konnte«, fuhr Caspar ungerührt fort, »sie genießt einen ungeheuerlich guten Ruf. Kein Wunder, dass man sie vor Jahren auswählte, in Kensington Palace der Herzogin von Kent bei der Geburt eines Mädchens beizustehen, dem voraussichtlich die Krone zufallen wird. Korrigieren Sie mich, Vater, sollte ich irren. Hieß es nicht Victoria, das Kind?«

Helene hatte Mühe, ihren Zorn zu unterdrücken, doch sie verfolgte nicht ohne Interesse, wie Caspar es sichtlich auskostete, seinen Vater zu provozieren. Vermutlich bot sich ihm nicht oft eine derart passende Gelegenheit. Die barsche Ablehnung des Professors, was ihre Sache anging, verärgerte sie mehr, als dass sie sie kränkte. Wie gern hätte sie ihm selbst eine Antwort gegeben, kühl und beherrscht, doch der Moment dafür war verstrichen.

Elias von Siebold war indessen steingrau geworden vor Wut.

»In meinem Institut werden immatrikulierte Studenten unterrichtet, keine Hebammen, und solange ich diese Entbindungsanstalt der königlichen Universität leite, deren Ein-

richtung ich zur Bedingung machte, bevor ich vor zwölf Jahren dem Ruf nach Berlin folgte, wird sich daran nichts ändern. Sollten Sie also, Kollege Heuser, es zur Bedingung machen wollen, dass ich dem verwegenen Wunsch Ihrer Tochter nachkomme ...«

»Wenn Sie mich so fragen«, sagte Clemens, während er nach Hut und Handschuhen griff, »ja, es scheint mir eine hervorragende Idee, einige Bedingungen zu stellen. Wir finden allein hinaus. Es war eine erhellende Begegnung. Ich danke Ihnen, meine Herren.«

»Es täte mir leid wenn Sie glaubten, ich hätte Ihnen geschadet, Fräulein Heuser«, sagte Caspar an der Tür, »doch seine Antwort wäre in keinem Fall anders ausgefallen.«

»Sie sind uns keine Rechenschaft schuldig. Bitte bemühen Sie sich nicht.« Helene vermutete, dass seine Augen wieder traurig waren, als er ihnen nachblickte.

Elias von Siebold war indessen grußlos in den angrenzenden Salon verschwunden, wo seine Frau ihn mit ihrer beider Lieblingsgetränk erwartete.

»Nun, mein Bester«, fragte sie munter, »hast du es herausbekommen?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, knurrte er und verbrannte sich am Rumpunsch die Zunge.

»Elsa Heuser, Lieber. Ich hätte zu gern gewusst, ob sie mit ihnen verwandt ist.«

*

Gesa wurde von einem schweren Schlag geweckt. Sie öffnete die Augen und blickte in dichtesten Nebel. Ihr vom Schlaf noch träger Körper flog nach vorn, und vergeblich suchte sie Halt in den Fellen, als sie auf den Schlittenboden rutschte.

Sie sah den leeren Kutschbock, den führungslosen Flug der Zügel. Sie sah, wie der schwere Pferdeleib hoffnungslos gegen die Wucht des kippenden Schlittens kämpfte.

Sie selbst spürte den Aufprall nicht, nur die entsetzliche Kälte des Schnees, der ihr in den Nacken kroch, unter die Röcke, in Nase und Ohren. In ihrem schmerzenden Kopf gellten die Angstschreie des Tieres. Aus dem Nebel stach in unbestimmter Nähe der vordere Schwung einer Schlittenkufe. Es war das Einzige, was sie sehen konnte, denn sie konnte sich nicht bewegen.

*

Später sagte man ihr, sie habe Stunden im Schnee gelegen. Der Kutscher hatte sich mit seinem gebrochenen Bein zu ihr geschleppt, und erst nachdem ihm klar geworden war, dass es nicht gelingen würde, sie ohne Hilfe unter dem Schlitten hervorzuziehen, suchte er sein Gewehr, um das Pferd aus seinem Todeskampf zu erlösen.

Man fand Gesa und den dicht neben ihr sitzenden Kutscher etwa fünf Meilen nördlich von Marburg, eben zu der Stunde, als die Postkutsche nach Berlin die Stadt durch das Barfüßertor verließ.

Erst in ihrem Bett erwachte sie aus der Ohnmacht, und ihre Hand lag in der Doktor Böhmes, der sie zur Ader ließ.

»Der Mann hat Ihnen vermutlich das Leben gerettet«, sagte der Arzt. »Ohne ihn hätten Sie erfrieren können.«

Gesa wollte ihm antworten, doch ein stechender Schmerz ließ sie nach Luft schnappen.

»Ich werde ihm danken, sobald es mir möglich ist«, flüsterte sie. Kraftlos versuchte sie sich aus den Kissenbergen hochzustemmen, in die Lina sie schluchzend gebettet hatte.

Jetzt, da ihre Herrin zu Bewusstsein gekommen war, riss die Magd sich zusammen.

»Sie müssen ruhig liegen, liebe Gesa, und Sie sollten so wenig wie möglich sprechen«, sagte Doktor Böhme sanft. Er war ein ehemaliger Schüler ihres Mannes, der so mutig gewesen war, sich einzugestehen, dass seine Nerven für die Geburtshilfe zu schwach waren, und sich dem jungen Fach der orthopädischen Chirurgie zugewandt hatte.

»Ich befürchte, Sie haben sich eine oder mehrere Rippen gebrochen«, fuhr er fort, während er ihre Hand in der seinen behielt. »Sie selbst kennen sich gut genug in der Anatomie aus, um zu wissen, dass es – nun, dass die Lage nicht ganz unbedenklich ist.«

»Seien Sie so präzise wie möglich, Böhme«, flüsterte Gesa. »Sie sind mir etwas zu sorgenvoll für meinen Geschmack.«

»Wir sollten umgehend Ihren Mann und Ihre Töchter verständigen lassen. Die reitende Post wird zwei Tage brauchen bis Berlin.«

»In zwei Tagen«, sagte Gesa mit rasselndem Atem, »werden Sie mich wieder so weit haben, dass ich selbst in die Kutsche steigen kann, verstehen Sie mich? Und wenn ich die Fahrt von Kopf bis Fuß in Bandagen antreten muss. Keine Depesche nach Berlin! Ich bin entschlossen zu reisen.«

»Dann gestatten Sie mir, Lina mit einigen Rezepten zur Apotheke zu schicken. Ich werde derweil in Ihrer Küche etwas Leinsamen für warme Umschläge ansetzen. Bin ich präzise genug?«

Lächelnd ließ er Gesas Hand los, als sie nickte.

Lina, deren dicke Backen wieder Farbe bekommen hatten, jagte dem Arzt auf den Flur nach und machte ihm ängstliche Zeichen, dem Willen ihrer Herrin keinesfalls nachzugeben.

»Flüstern Sie nicht auf dem Flur, lieber Böhme!«, rief Gesa hustend. »Keine Geheimnisse vor mir in diesem Haus.«

Unten am Küchentisch brachte der Arzt einige Zeilen zu Papier und gab der Magd Anweisungen, ohne dabei zu flüstern. Lina steckte den Brief ins Mieder und warf sich das Umschlagtuch über die Schultern, doch sie konnte nicht anders, als noch einmal die Treppen hinaufzurrennen, als sie die Herrin rufen hörte.

»Gib mir den Brief«, sagte Gesa leise, »und sei so gut, Lina, tu gar nicht erst so, als wüsstest du nicht, wovon ich rede.«

Nach Ansicht des Arztes stand es ernst um sie. Während ihrer Bewusstlosigkeit hatte er ihre Atemgeräusche abgehört. Er vermutete eine Perforation des Lungenfells. Er fürchtete, sie könnte innerlich verbluten.

»Unsinn«, sagte Gesa.

Es gelang ihr kaum noch zu sprechen.

»So ein Unsinn, Clemens und die Mädchen derart erschrecken zu wollen.«

Darüber, wie erschrocken sie selber war, verlor sie kein Wort.

*

Während Elsa die Tasse mit heißer Schokolade leerte, versuchte sie ihre Wut zu zügeln, mit der sie am Morgen aufgewacht war. Wie gut doch der Wind zu ihrer Stimmung passte. Seit Tagen und Nächten pfiiff er um die Häuser, auf denen der Schnee lag wie ein mondäner Pelz.

Elsa zog die nackten Füße zurück ins Bett, mit denen sie nach den seidenen Pantoffeln getastet hatte, und ließ sich wieder in die warmen Kissen sinken. Doch sobald sie die

Augen schloss, merkte sie, dass ihre Verstimmung zunahm, und sie sprang auf, um sich mit der Suche nach den gestrickten Wollsocken abzulenken. Malvine hatte sie ihr zusammen mit einer Büchse Pomade aus Mandelöl und Hasenfett, die gegen Frostbeulen helfen sollte, geschickt. Zwar war es trotz des harten Winters zu derart schlimmen Verunstaltungen an Elsas Füßen nicht gekommen, da sie in der Stadt nur kurze Wege hatte und man ihr, sofern ihre Anwesenheit im Neuen Palais, in Potsdam oder auf der Pfaueninsel erwünscht war, eine Kutsche schickte, doch Malvine schrieb, die Pomade sei für die Nachwirkungen zahlreicher durchtanzter Nächte ebenso heilsam.

Elsa fischte Socken und Salbe aus einer halb unter das Bett gestoßenen Hutschachtel, zog mit letzter Kraft an der Klingelschnur neben dem Bettpfosten und ließ sich auf dem Sessel neben der Kommode nieder.

Die eisigen Stürme über Berlin hatten der Ballsaison einen überaus frostigen Abschied bereitet. Es schauderte Elsa, wenn sie daran dachte, wie sie sich auf der Fahrt zu der letzten großen Redoute schon in der Equipage beinahe um den Verstand gefroren hatte. Die gesamte Hofgesellschaft hatte es wenig gefreut, dass der König den Maskenball in Potsdam stattfinden ließ, wo die Kälte im Prunksaal bekanntermaßen kaum fortzutanzten war.

Dabei war der König kein ausgesprochener Freund der Maskenbälle, doch er hatte dem Umstand Folge zu leisten, dass *tout* Berlin den Karneval liebte. Mit fliegenden Roben eilte man zu den Tanzfesten ins Opernhaus, zu den Bällen in die Stadtvillen des Adels. Man versuchte sich mit dem Erfinden lebender Bilder erst gegenseitig auszustechen, um sich dann bedingungslos gemeinsam zu amüsieren.

Dem König dagegen verschaffte es allenfalls vagen Genuss, langwierig einstudierten Tänzen zuzusehen, daher schätzte er es ganz und gar nicht, wenn es bei den winterlichen Festen ein Gehusche in die entlegenen Schlossgänge gab, wo Zofen mit angewärmten Pelzen warteten, in die sich ihre Herrinnen minutenlang seufzend schmiegt und aus diesem Grund bei der Quadrille fehlten.

Dergleichen hätte sich Elsa allerdings niemals erlauben können, da es ihr als Teil eines lebenden Bildes so lange verboten war, sich aus dem Prunksaal zu entfernen, bis um Punkt zwölf die Masken fielen und Hofstaat sich unter Hofgesellschaft mischte.

Elsa beendete das Salben ihrer zierlichen Füße und streckte sich wie eine schläfrige Katze. Ein Lächeln zuckte in ihren Mundwinkeln, als sie daran dachte, wie Moritz von Vredow in jener Nacht bewiesen hatte, dass er kostümiert ein ausgelassener Tänzer sein konnte, dass Geist und Körper sich Freiheiten erlaubten, die er sich – so wie sie ihn einschätzte – ansonsten niemals herausgenommen hätte.

Der junge Baron liebte Elsa seitdem noch entschlossener als in den Monaten zuvor. Es machte den Umgang mit ihm nicht einfacher, doch andererseits versicherten seine ernsthaften Empfindungen Elsa der unerschütterlichen Dezenz eines Ehrenmannes. Er würde sie heiraten wollen, wenn sie ihm nur die geringste Andeutung machte. Möglicherweise würde es nötig sein, sich ein wenig von ihm zurückzuziehen.

»Ist Ihnen nicht gut, Demoiselle?«

Das Dienstmädchen blieb knicksend in der Tür stehen. Manchmal, so wie jetzt, stellte Elsa einen aufreizenden Mangel an Empathie bei ihr fest, doch sie war eine unverzichtbare Hilfe, wenn es um die schnelle Reparatur eines Kleides

ging, das Pudern einer Perücke im allerletzten Moment oder das Auskleiden mitten in der Nacht. Und niemand wusste ihre Glacéhandschuhe so sorgsam in heißer Milch, Zitronensaft und Seife zu waschen wie sie.

»Du musst mir die Füße massieren, Eveline, ich komme sonst um vor Schmerzen.«

»Aber das ist ausgeschlossen, Demoiselle. Madame verlangt das Frühstück heute *en chambre*, ich muss noch drei Öfen einheizen, und wenn Demoiselle wünschen, dass ich bis heute Mittag die Achselleder aus dem Atlaskleid trenne und frische hineinnähe ...«

Matt winkte Elsa ab. Sie fühlte sich ebenso elend, wie sie zu wirken beabsichtigte. Die Erwähnung des Atlaskleides machte alles nur noch schlimmer.

»Wird es dir möglich sein, mir mein Frühstück bringen zu lassen, oder reicht deine Zeit dafür auch nicht?«, fragte sie.

»Ich tue, was ich kann, Demoiselle.« Eveline ließ sich von der ersterbenden Stimme Elsas nicht beeindrucken und ging. Doch sie schickte den Hausburschen, um Holz im Kachelofen nachzulegen, denn das Personal der Madame Stopfkuchen hatte Anweisung, Elsas Zimmer, das über drei große Fenster verfügte, in einer beständigen Wärme zu halten, die es ihr erlaubte, im seidenen Morgenmantel umherzugehen und ihre Atemübungen zu machen, ohne sich den empfindlichen Hals zu verkühlen.

Ungeduldig nahm Elsa ihre silberne Haarbürste vom Toilettentisch und drehte sie in den Händen, bis der Hausknecht mit hochrotem Kopf wieder aus der Tür stolperte. Dann erst begann sie mit festen Strichen ihre blonden Locken zu bürsten, denn ihr dabei zuzusehen war ein Privileg, das derzeit allein Baron Moritz von Vredow genoss. Durch die geöffnete

Tapetentür zum Kleiderzimmer musterte Elsa ihre Tages- und Promenadentoiletten, die schillernde Reihe der Abend- und Ballkleider, all jene Schätze, für deren Anschaffung sie eigentlich hätte selbst aufkommen müssen, was bei einer Gage von tausend und einem Garderobengeld von lächerlichen zweihundert Talern ganz und gar ausgeschlossen war.

Glücklicherweise kamen aus der Manufaktur ihrer Vermieterin, der reichen Witwe Hersilie Stopfkuchen, die begehrtesten Seidenstoffe Berliner Herstellung, und Frau Direktor liebte es, Elsa damit auszustatten.

»Wenn Sie nur schön sind, mein Kind, dann kann ich auf diese Weise Seiner Majestät eine Freude bereiten, dem armen Mann.« Niemals würde Hersilie Stopfkuchen aufhören, Wilhelm III. einen armen Mann zu nennen. Sie gehörte zu jenen Berlinerinnen, die gemeinsam mit ihm, wie sie meinten, Luise für seine einzige, ewige Liebe hielten, auch wenn nun schon vierzehn Jahre vergangen waren, seit die Königin – tragischerweise viel zu jung – verstorben war. Es waren in der Mehrzahl Frauen, die in dieser Hinsicht ewig gestrig blieben, Frauen, die sich im Alter des Königs befanden, die fünfzig also überschritten hatten, und die, soweit es ihnen möglich war, die Tatsache ignorierten, dass Seine Majestät eine zweite Ehe geschlossen hatte.

Elsa beobachtete Wesensart und Stimmungen des Königs sachlich wie ein Meteorologe das Wetter. Sie kannte seine Vorlieben, wusste, was ihn erheiterte, ermüdete oder gar verärgern konnte. Täglich hatte sie Gelegenheit, ihn zu studieren. Selbstverständlich musste sie abwarten, dass er sie ansprach, doch das zu erreichen gelang ihr mühelos.

Allerdings blieb auch Elsa nicht von der Erfahrung verschont, dass mit dem König nur schwer über Anschaffungen

zu reden war. Ihre Verhandlungsversuche wegen neuer Theaterkostüme hatten ihn zwar köstlich amüsiert, waren jedoch bislang ergebnislos geblieben. Sie musste, ob sie nun wollte oder nicht, die Kleider ihrer Vorgängerinnen tragen. Das perlenbestickte Atlaskleid war eines von ihnen.

Es brachte Elsa zur Verzweiflung, dass sie in einem Brautkostüm mit vielmals herausgelassenen und neu eingefassten Nähten auf die Bühne musste. Es ließ sie mitunter alle Dankbarkeit darüber vergessen, dass man Madame Stich, die immer noch einzige Erste Liebhaberin der Berliner Hofbühne, zu einem Gastspiel am russischen Hof hatte reisen lassen und ihr auf diese Weise die Rolle des *Käthchen von Heilbronn* zugefallen war.

Das Klopfen eines der Küchenmädchen, das mit dem Frühstückstablett hereinkam und sich hastig wieder entfernte, riss Elsa aus ihren Gedanken. Sie nahm vor dem Fenster an einem ovalen Tisch aus poliertem Kirschholz Platz, und mit einem Mal erinnerten sie die weißen Musselgardinen an das Schlafzimmer ihrer Eltern.

Als kleines Mädchen hatte sie oftmals am Morgen in der Hofstatt am Fenster gestanden und auf die Rückkehr der Mutter gewartet. Wenn sie endlich kam und müde das Zimmer betrat, war Elsa hinter den Gardinen hervorgesprungen und hatte ein Lied gesungen. Jedes Mal tat die Mutter, als sei sie überrascht von der Anwesenheit ihres kleinen Mädchens, und während sie ihr Kleid aufknöpfte und den Haarknoten löste, bis er in einem langen Zopf zur Taille hinabfiel, lauschte sie der kindlichen Darbietung mit einem Lächeln, nach dem Elsa eine regelrechte Sucht entwickelte.

Das war, noch bevor Helene zur Welt gekommen war. Vielleicht war sie deshalb Schauspielerin geworden.

Sie riss ein Stück von der vanilleduftenden Waffel ab und schob es sich in den Mund.

Morgen war Generalprobe, und sie würde zum ersten Mal in Berlin das Käthchen spielen. *Und läg ich so, wie ich jetzt vor dir liege, vor meinem eigenen Bewusstsein da ...*

Sie studierte die Rolle seit Wochen, das Textbuch lag zwischen den Kissen in ihrem Bett. Niemals zuvor hatte sie, und sei es bei den ersten Proben, die Hilfe eines Souffleurs in Anspruch nehmen müssen. Doch nun war ihre Mutter am verabredeten Tag nicht in Berlin eingetroffen, und Elsas Konzentration war beim Teufel.

Dass sie rein gar nichts dagegen unternehmen konnte, selbst mit beständigem Lesen, bis ihr nachts die Augen beim Kerzenlicht träneten, verursachte ihr diese beschämende Wut, mit der sie am Morgen aufgewacht war.

Warum nur konnte ihre Mutter nicht pünktlich in Berlin eintreffen, wenn es doch auch dem Vater und Helene gelungen war, die seit vier Tagen im Goldenen Lamm logierten?

Elsa sprang vom Tisch auf, tauchte an der Waschschüssel die Zahnbürste ins Wasser, streute Pulver darauf und begann, sich zornig ihre ebenmäßigen Zähne zu putzen.

Vermutlich hatte sie irgendeine Frau in Kindsnöten nicht abweisen können, vielleicht kam ihr eine ängstliche Erstgebärende, eine achtfache Mutter mit schwacher Konstitution oder ein falsch liegendes Kind wichtiger vor, als ihre Tochter auf der Bühne des Königlichen Theaters zu sehen. Nicht ein einziges Mal hatte sie es fertiggebracht, Marburg zu verlassen, seit Elsa beim Theater war. Nur nach Wien war sie gereist, als Helene ihre Prüfung machte. Helene allerdings sagte, das habe ihre Mutter wegen Elgin getan. Vor vielen Jahren hatte sie mit dieser Frau nach Wien gewollt. Doch Elgin war

unter mysteriösen Umständen gestorben, und die Mutter hatte in Marburg ihre Nachfolge angetreten.

Malvine hatte Elsa die ganze Geschichte erzählt, lange bevor es Helene gelang, die Geschehnisse des Jahres 1799 in aller Ausführlichkeit von den Eltern zu erfahren. Nachdem sie alles über Elgin wusste, machte Helene sie zu ihrer Heldin. Sie war kaum dreizehn Jahre alt, da kannte sie das Lehrbuch der Hebamme, die über die Bildung eines Gelehrten verfügt haben musste, nahezu auswendig.

Elsa spülte ihren Mund mit Myrrhetinktur und spuckte aus. Sie verzieh sich ihre Anflüge von Eifersucht gegen Helene nicht. Ihre Schwester nahm aufrichtig Anteil an der bevorstehenden Premiere, trotz ihrer gescheiterten Pläne.

»Lieber Gott«, flüsterte Elsa und faltete die Hände fest vor der Brust, »bitte mach, dass ich, wenn Mutter da ist, spiele wie nie. Zwei Vorhänge mindestens nur für mich – man soll mich göttlich finden, und sie soll es mit ansehen. Die Zeitungen sollen es schreiben, sie soll es lesen und stolz auf mich sein, nur dieses eine Mal.«

*

»Sie müssen nicht hierbleiben, Malvine, am Bett einer schweißnassen alten Frau.«

Gesa versuchte, die schweren Federbetten von sich zu schieben, doch der Schmerz und Malvine geboten ihr Einhalt. Die Frau des vormaligen Bürgermeisters, der vom Landesherrn mit dem Titel eines Geheimen Rates geadelt worden war, verband mit Gesa eine langjährige Bekanntschaft. Diese hatte wegen ihrer gegensätzlichen Temperamente nie in eine Freundschaft münden können, was allerdings keine

von ihnen ernstlich beklagte. All die Jahre hatten sie eine Art irritierter Wertschätzung füreinander gehegt, die aus ihrer beider Zuneigung zu Elgin Gottschalk entstanden war. Vor achtundzwanzig Jahren hatte Malvine der eben vereidigten jungen Gesa einige Wege in Marburg geebnet und darauf bestanden, ihre Hochzeitsfeier mit Clemens Heuser im Rathaussaal ausrichten zu lassen. Gesa wiederum hatte Malvine von den beiden letzten ihrer fünf Kinder entbunden und sie die Patenschaft für ihr Erstgeborenes übernehmen lassen, eine Aufgabe, der sie sich bis heute mit Hingabe widmete.

»Ich muss doch sehr bitten«, sagte Malvine von Homberg, »reden Sie mir nicht von alten Frauen – Sie sind immerhin jünger als ich.«

Energisch hinderte sie Lina daran, ein weiteres Mal die Decken aufzuschütteln.

»Hab die Güte und bereite eine Kanne frischen Tee, Lina«, sagte sie leise, »Kamille vielleicht, oder Eisenkraut. Du weißt besser, was sie am liebsten mag, es wird ihr guttun, etwas zu trinken.«

In den bürgerlichen Zirkeln Marburgs neigte man dazu, Malvine für oberflächlich zu halten, zumal sie größten Wert auf eine makellose Erscheinung und elegante Toiletten legte, doch man tat ihr unrecht damit. Wohl kaum jemand ahnte, wie oft sie mit ihren Meinungen, die sich aus unbändiger Neugier auf alles Zwischenmenschliche und hemmungsloser Beobachtungslust speisten, die Entscheidungen ihres Mannes beeinflusst hatte.

Jede geringe Bewegung verursachte Gesa Schmerzen, trotz des Opiats, das der Arzt ihr am Morgen verabreicht hatte. Und das betriebsame Durchschütteln von Kissen und De-

cken, mit dem Lina, die gute Seele, ihre hilflose Sorge um die Herrin ausdrückte, hatte Gesa vor Anstrengung noch bleicher werden lassen, als sie ohnehin schon war.

Malvine folgte der Magd zur Treppe und trug ihr auf, nach dem Arzt zu schicken. Als sie Lina nachsah, die polternd auf Pantinen hinunter in die Küche rannte, überlegte sie kurz, ob sie es verantworten konnte, mit dem Herbeiholen des Pfarrers zu warten, und befand, diese Entscheidung Doktor Böhme zu überlassen.

»Sie müssen das nicht tun«, sagte Gesa, als Malvine sich über sie beugte, Stirn und Schläfen mit einem parfümierten Tuch abtupfte und ihr Pomade auf die Lippen gab, die vom schweren Atmen trocken geworden waren.

»Haben Sie nicht unterhaltsamere Besuche zu machen?«

»Möglicherweise, aber ich bin nun einmal entschlossen, Sie nicht allein zu lassen.«

Gesa stöhnte leise auf, als sie sich vom Rücken auf die Seite drehte.

»Ist es Ihnen denn vollkommen gleichgültig, ob es mir recht ist?«

»Sie wissen doch, wie starrsinnig ich sein kann.«

»Wie könnte ich das vergessen«, flüsterte Gesa. »Lesen Sie mir vor, wenn Sie schon unbedingt bleiben wollen.«

Malvine half ihr, das Buch, nach dem sie tastete, unter dem Kopfkissen hervorzuziehen.

»Möchten Sie eine bestimmte Passage hören?«

»Eine mit dem Käthchen natürlich. Suchen Sie etwas aus. Sicher kennen Sie das Stück auswendig.«

»Ach, Gesa«, sagte Malvine, »ich habe schon lange mit Ihnen über Elsa sprechen wollen. Um ganz und gar ehrlich zu sein, sollte ich sagen, dass ich vielleicht auch nur mein

Gewissen erleichtern will. Mir macht der Gedanke zu schaffen, dass ich Ihnen Elsa entfremdet haben könnte. Es täte mir unendlich leid, wenn es so wäre. Ich hoffe, Sie glauben mir, dass es nie in meiner Absicht lag.«

Ihre Hand zitterte leicht, als sie über den Einband des Buches strich.

»Und selbst wenn, dann war es doch nur zum Guten für Elsa«, flüsterte Gesa. »Clemens und ich ... Wir haben Helenes Talente gefördert, indem wir sie an unserem Wissen teilhaben ließen. Es war so leicht. Keine große Leistung letztlich. Sie hat sich einfach für alles, was wir taten, interessiert. Aber Sie, Malvine, Sie haben nicht nur Elsas Talent gesehen. Sie haben Elsas Leidenschaft verstanden. Etwas, das ich nicht vermochte.« Sie rang nach Luft.

Ihr war Elsa fremd geworden, als sie vor Jahren vom Darmstädter Hof zurückkam. Natürlich hatte es nicht allein an ihrem veränderten Äußeren gelegen, das dem einer Porzellanpuppe glich. Sie hatte sich maniert und dünkelfhaft gebärdet, die kleine Schwester als gefälliges Publikum benutzt und es vorgezogen, in Malvines Salon Hof zu halten, statt sich im Elternhaus mit den nur fünf Zimmern tödlich zu langweilen. Clemens war es gelungen, besonnen zu bleiben – ihr nicht. Er hatte von einer Zeit jugendlichen Hochmuts gesprochen, die vorübergehen würde. Sie hatte den unverzeihlichen Fehler gemacht, Elsas Auftreten ernst zu nehmen. Sie glaubte ihrer damals neunzehnjährigen Tochter, als sie sagte, sie wünsche sich eine Mutter wie Malvine.

»Es ist gut, dass Elsa Sie hat.«

Malvine nahm Gesas Hand. Es bedeutete ihr viel, dass sie nicht versuchte, sie ihr zu entziehen, und es schnürte ihr den Hals zu, als Gesa unter einem weiteren, schmerzhaft-

ten Atemzug die Augen schloss. So begann Malvine laut zu lesen, um ihre schlimme Befürchtung nicht noch deutlicher empfinden zu müssen.

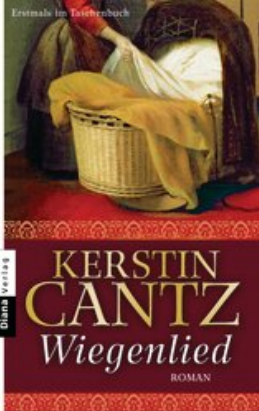
Es fiel Gesa nicht auf, dass Malvine keine begabte Vorleserin von Theaterstücken war. Ihre Stimme war angenehm. Die Worte plätscherten vorüber wie ein kühlendes Gewässer.

Am frühen Abend, als Doktor Böhme ihr mit einer weiteren Gabe Opium die Schmerzen nahm, glitt Gesas Körper in bleierne Müdigkeit, während ihr Geist noch einem Moment wachte, um zu begreifen, dass sie sterben würde.

Nun, da ihr alle Zeit fehlte, wünschte Gesa, sie könnte Clemens noch ein letztes Mal sehen. Sie sehnte sich danach, die Haut ihrer Töchter zu riechen, wenn sie sich zu ihr neigten, um sie zu küssen. Denn obwohl sie so verschieden waren, sah Gesa ihre Töchter immer gemeinsam vor sich. Es tröstete sie, dass sie sich ohne die eine kein Bild von der anderen machen konnte.

Als der letzte Atemzug getan war und Gesas Gesicht so glatt wurde wie das eines jungen Mädchens, öffnete Malvine das Fenster. In den gegenüberliegenden Häusern war es noch dunkel, und so blickte sie hinauf zum Himmel, wo ein nächster kalter Morgen dämmerte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kerstin Cantz

Wiegenlied

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35667-2

Diana

Erscheinungstermin: September 2012

Abenteuerlich, romantisch, unterhaltsam: ein packender Roman über die Zeit, als die Medizin noch in den Kinderschuhen steckte

Berlin 1828: Der jungen Hebamme Helene gelingt das Unmögliche, als man sie an der Charité heimlich Medizin studieren lässt. Doch damit ruft sie auch Feinde auf den Plan. Als eine plötzliche Serie von Abtreibungen mit tödlichem Ausgang in den Berliner Bordellen für Aufruhr sorgt, richtet sich der Verdacht schnell gegen Helene. Und tatsächlich hat sie sich schuldig gemacht — doch anders, als ihre Gegner denken ...